

Rezensionen

Christa Hämmerle u. Edith Saurer Hg., **Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute** (L'Homme Schriften. Reihe zur Feministischen Geschichtswissenschaft; 7). Wien: Böhlau 2003, 312 S., 4 schw.-w. Faksimile, EUR 35,00, ISBN 3-205-99398-5.

Der Brief ist in den Humanwissenschaften zu einem bevorzugten Objekt der Begierde geworden, in der Literatur- wie in der Geschichtswissenschaft. Er ist vom Rand ins Zentrum der Forschung gerückt, hat damit neue Bedeutung erlangt: War er in der traditionellen Literaturwissenschaft eher eine Hilfsquelle für den historisch-biographischen Hintergrund, zählt der Brief mitsamt den anderen non-fiktionalen Textsorten (Tagebüchern, Miszellen, Aphorismen, Journalen) heute zu einer vielbeachteten „vierten Gattung“ – neben Drama, Epik und Lyrik.

In der Geschichtswissenschaft hat das neue Interesse am Brief, wie das in den Forschungsstand einführende Einleitungskapitel der beiden Herausgeberinnen deutlich macht, indes noch eine andere, gegenläufige Ursache. Die Hinwendung zum (vermeintlich) Privaten, wie es der Brief zu verkörpern scheint, geht Hand in Hand mit der Abwendung von der großen Geschichte, zumindest mit deren Relativierung. Nicht mehr (nur) die Dokumente der großen Männer und Frauen, sondern die vielen Ego-Dokumente von namenlosen Menschen treten in den Mittelpunkt einer Sozial- und Kulturgeschichte, die auf den Alltag und auf den Normalfall hin orientiert ist. Damit aber wird der literarisch geformte und standardisierte Liebesbrief, wie wir ihn aus der Zeit der Empfindsamkeit (Klopstock-Moller, Herder-Flachsland), aus der Klassik (Goethe, Schiller) oder aus der Romantik (hierzu im Band: Juliane Vogel und Marie-Claire Hock-Demarle) kennen, bestenfalls zu einer Untergruppe einer sehr viel weiter zu fassenden Textgruppe. Nur ein Bruchteil von Briefen, die Menschen geschrieben haben, erreicht jenes literarische Niveau, das Konstanze Fiedl und Karl Wagner in ihrem gleichermaßen amüsanten wie theoretisierenden Briefwechsel über den Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Constanze Es-march, zur Sprache bringen; die überwältigende Mehrzahl von Briefen, die gerade von der Historiographie kritisch in Augenschein genommen werden, sind von Menschen geschrieben, die von der Sprache beherrscht werden und die in ihrem Blickwinkel gefangen sind.

In jedem Fall ist in den Brief oftmals das Dramatische, zumindest aber das Außerordentliche eingeschrieben. Der Band umfasst dementsprechend zwei geschichtliche

Situationen und Konstellationen, die in den letzten Jahrzehnten der historischen Briefforschung relevant geworden sind: Emigration und Exil auf der einen, Krieg auf der anderen Seite.

Der Brief ist das Kommunikationsmittel der Entfernung. Und dies in einem doppelten Sinn: Die Entfernung schafft die Verpflichtung oder den Wunsch, sich der/dem und den zu Hause Gebliebenen mitzuteilen, er will die Ferne überbrücken und doch manifestiert sich in ihm eine wachsende innere Distanz und Entfremdung, die die kommunikative Grenze des Briefschreibens markieren. Das gilt für die zum Teil anrührenden Auswandererbriefe, die Vorarlberger Auswanderer aus den Vereinigten Staaten an ihre Verwandten im Ländle schicken ebenso wie für das Otto und Käthe Leichter betreffende Briefmaterial, das Heinrich Berger und Edith Saurer analysieren.

Die Schreibstrategien variieren und sind unterschiedlicher Natur: Im Falle der Emigration wird das fremde Land zum Kernthema des Briefwechsels, den eigenen Leuten zu Hause das Neue zu beschreiben und den Entschluss, die Auswanderung als Erfolgsgeschichte zu verkaufen. Eine besondere Variante von Auswandererbriefen untersucht Rebecca Earle mit jenen nicht selten verzweifelten Liebesbriefe von spanischen Auswanderern aus Mittel- und Südamerika, die ihre zu Hause gebliebenen Frauen – Verlobten, Ehefrauen, Geliebten – beschwören, ihnen in die Fremde zu folgen.

Psychologisch vertrackter hingegen ist die Situation für den den Nationalsozialisten glücklich entronnenen Otto Leichter, der in seinem Brieftagebuch, aber auch in seinen dechiffrierten Briefen an die im Machtbereich der Nationalsozialisten verbliebene Ehefrau die Fortsetzung des gemeinsamen Alltags imaginiert und der zugleich vom schlechten Gewissen des Entronnenen gepeinigt wird.

Die Geschichte einer zeitweiligen Entfremdung, in der sich auch Momente weiblicher Emanzipation manifestieren, beschreibt Margit Sturm in ihrem Aufsatz über die Korrespondenz (1500 Briefe und Karten) zwischen Adolf Schärf und Hilda Hammer im Ersten Weltkrieg. Die Abwesenheit des Mannes forciert den weiblichen Eigensinn und eine zunehmende Bereitschaft der Frau, etwa im Hinblick auf ihre Familie und das gemeinsame Kind, eigene Entschlüsse zu fassen, auch gegen den Rat des Mannes, der von der Ferne aus seine patronale Rolle zu bewahren trachtet. Weit drastischere Zeugnisse der Entfremdung sind jene Feldpostbriefe, die uns durch die Münchner Militäzensur, wenigstens auszugsweise, erhalten geblieben sind und in denen hinter den Beschwörungen von Treue und Liebe die Brüchigkeiten intimer Beziehungen zu Tage treten, die Benjamin Ziemann einer distanzierten Genus-Analyse unterwirft. Dass die Kriegskorrespondenz niemals nur intim und privat ist, zeigt Margaretta Jollys Aufsatz über die britischen und US-amerikanischen Briefeditionen. Hier geht es, auch schon von Seiten der Briefschreiber, um Selbstbestätigung, Rechtfertigung und Legitimation des eigenen Tuns für die gute Sache. Die Briefeditionen dienen nämlich – im Unterschied zu deutscher und österreichischer Kriegskorrespondenz – auch heute noch den nationalen „Mythen der Einheit“. Sie werden als authentische Quellen einer demokratischen Nationalgeschichte ediert und gelesen. Es läge hier nahe, den im Band mehrfach verwendeten Begriff des Narrativen als einer Matrix und eines Grundmusters methodisch ernst zu nehmen, die unzähligen

Dokumente auf bestimmte narrative Muster hin zu sortieren und nach den daraus resultierenden Identitätskonzepten zu befragen.¹

Die Frage, ob und inwieweit es geschlechtsspezifische Briefkulturen gibt, wird in dem Band nicht eindeutig beantwortet. Das scheint mit der Heterogenität des Phänomens Brief zusammenzuhängen. Während die Situation der Auswanderung, in der die Männer auch rein statistisch die Mehrheit stellen, von einer ganz ungebrochenen Dominanz des Männlichen zeugt, wodurch der Mann als Pionier oder als Werbender (um die zu Hause gebliebene Ehefrau) geriert, ist dies in den von Liebe und Alltagsorgen durchzogenen Korrespondenzen keineswegs so eindeutig. Viel eher muss man davon ausgehen, dass die Geschlechterrollen in den verschiedenen Briefkulturen variieren, wobei auch hier Umkehrungen von Mustern möglich sind, wie Juliane Vogel in ihrer Analyse des Briefwechsels von Rahel Varnhagen und Friedrich Gentz nahe legt. Klassisch patriarchale Muster lassen sich hingegen bei so unterschiedlichen Schreibern wie Theodor Storm oder Adolf Schärf nachweisen, die die aktive Rolle des verantwortungsbereiten Mannes durch die Konstituierung eines passiven, hilfsbedürftigen Gegenüber besetzen – was nur solange möglich ist, als die Adressatin die ihr vom Mann zugeordnete Rolle akzeptiert. Eine genuin weibliche Briefkultur beschreiben die beiden Wiener Historikerinnen Monika Bernhold und Johanna Gehmacher, nämlich jene über Jahre sich erstreckende Briefkorrespondenz (um 1900) zwischen den beiden Lehrerinnen Tilde Mell und Tilly Hübner, in der nicht zuletzt auch die eigene Geschlechtsrolle kritisch zur Sprache gebracht wird.

Der Brief ist ein Privattheater, so ließe sich kulturwissenschaftlich sagen, ein Theater der Selbstdarstellung und der Selbstbehauptung. Aber im Gegensatz zu bestimmten Konzepten von Inszenierung, wie sie heute in den deutschen Kulturwissenschaften maßgeblich sind, ist eine solche Inszenierung kein freiwillig zustande gekommenes Spiel. Sie erfolgt unter dem Druck der Verhältnisse: von Krieg, Emigration, Emanzipation, Liebe. Dass dabei die Diskurstheorie eines Michel Foucault Entscheidendes zum Thema Selbstdarstellung und Selbstbehauptung beizutragen vermag, zeigt die von Birgit Wagner vorgenommene literaturwissenschaftliche Lektüre der Briefe von Suor Maria Celeste (1623–1633) an ihren berühmten Vater, Galileo Galilei. Die schreibende Tochter, die sich durch ihre Korrespondenz die Anerkennung des Vaters erwirbt, stellt sich nicht nur dar, sondern sie konstituiert sich als Frau, die sich selbst zu behaupten weiß und dabei doch unter der väterlichen Schreibkontrolle – innerlich wie äußerlich – verbleibt. Wer was wann und wo schreiben kann, das sind jene Fragen, die, wie Foucault gezeigt hat, auf die Anwesenheit der Macht verweisen und in denen Macht zur Sprache kommt.²

Ein mediales Phänomen ist das Kommunikationsmittel Brief in jedem Fall, in seiner Fähigkeit, räumliche Ferne zu überbrücken, in seinen inszenatorischen Effekten, in seinem Widerspiel von Monolog und Dialog, in seinem – durch das geschriebene Wort – sinnfälligen verbindlichen Charakter, sowie in der Schaffung eines virtuellen symbolischen Raumes, in dem sich die Briefpartner beide einrichten können. Dieser Raum macht es

1 Vgl. Wolfgang Müller-Funk, *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*, Wien/Heidelberg/New York 2002; Mieke Bal, *Kulturanalyse*, Frankfurt a. M. 2002, 28–43.

2 Vgl. Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*. Inauguralvorlesung am Collège de France, 2. Dezember 1970, Berlin 1977.

dann möglich, dass sich zwei Frauen, die beiden Freundinnen aus den „Mittwochsmologen“ (Bernold/Gehmacher), über intime Dinge im Medium des Briefes austauschen, die sie sich in der mündlichen Kommunikation von Angesicht zu Angesicht womöglich nicht auszusprechen trauten. Insofern lassen sich im Brief Phänomene diskursiv machen, die zuvor stumm geblieben sind.

Aber deshalb muss man nicht einem totalisierenden Medialismus verfallen. Ob etwa die Geschichte des Briefes – im Sinne einer Eigenläufigkeit des Mediums – als eine Geschichte zunehmender Individualisierung und Demokratisierung zu verstehen ist, wie das Niklas Luhmann³ für den Liebesbrief und wie das Rebecca Earle im Anschluss an Lawrence Stone⁴ getan hat, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Vermutlich – und das scheint mir eine große Leistung einer spezifisch historiographisch-empirischen Forschung zu sein – müssen wir uns auch hier von den *grands recits* verabschieden.

Der Brief ist von sozialer Schichtung ebenso abhängig wie von historischen Umständen. Krieg, Exil, Auswanderung scheinen – auch das ein Fazit des vorliegenden Forschungsbandes – Situationen, die zunächst einmal einem geschlechterpolitischen Wandel nicht entgegenkommen. Zu stark ist der Druck der Ausnahmesituation oder die Bedeutung des jeweiligen Projektes, die das Hintanhalten und das Zurücktreten der jeweils eigenen Interessen zu gebieten scheint. Wenn dabei dennoch Differenzierung und individueller Eigensinn zum Vorschein kommen, dann gegen die eigentliche Intention des Briefes, der das Unmögliche will: Nähe und Konstanz zu gewährleisten, wo alles in Bewegung und auseinander geraten ist.

Wolfgang Müller-Funk, Wien

Johanna Gehmacher u. Maria Mesner Hg., **Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen/Perspektiven**. Innsbruck: Studienverlag 2003, 240 S., EUR 24,00, ISBN 3-706-51926-7.

„I'm a woman, so what?“ So verabschiedet sich Andrea Griesebner in der Textsammlung *Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen/Perspektiven* von den Identitätspolitiken, die um die Kategorie Geschlecht kreisen. Was hat dieser Abschied mit der Radfahrerin aus dem 19. Jahrhundert zu tun, die das Titelbild ziert? Ihre Position und diejenige ihrer Fahrrad fahrenden Kollegin stehen für eine bewegte und bewegende Frauen- und Geschlechtergeschichte, wie die Herausgeberinnen, Johanna Gehmacher und Maria Mesner, schreiben. Wie ein roter Faden zieht sich das Bild der Radfahrerin durch diesen Reader und verdeutlicht: Die Arrangements der Geschlechter bewegen sich doch. Das Gebiet der Frauen- und Geschlechtergeschichte wird dabei in einen historiographischen, einen theoretisch-methodischen, und in einen empirischen Block unterteilt, um aus österreichischer Perspektive einige grundsätzliche Debatten des 19. und 20. Jahrhun-

³ Vgl. Niklas Luhmann, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt a. M. 1992.

⁴ Vgl. Lawrence Stone, *The Family, Sex and Marriage in England, 1500–1800*, New York 1977.